

Nach dem »religiösen Supergau« auf dem Weg in eine neue, schwierige »Ökumene«

VON EBERHARD TIEFENSEE

Bekanntlich gehören nur etwa 30 Prozent der Ostdeutschen einer Kirche an. Die Vergleichszahl von 1946 (ca. 94 Prozent) verdeutlicht ein Geschehen, das der evangelische Religionssoziologe *Ehrhart Neubert* treffend als einen »Supergau von Kirche« bezeichnet. Da eine nennenswerte außerkirchliche Religiosität oder sogar Christlichkeit wie in vergleichbaren westeuropäischen Ländern nicht feststellbar ist, kann auch von einem »religiösen Supergau« gesprochen werden. Die ehemalige DDR ist infolgedessen das einzige Land Europas und wahrscheinlich der Welt, in dem die Areligiösen eine satte Mehrheit von über 65 Prozent stellen. Ähnliche Phänomene finden sich im Bereich des ehemaligen sozialistischen Lagers nur in Tschechien, Estland und Lettland, ansonsten gibt es Parallelen in Nordeuropa. Die Ursache für diese Entwicklung ist in der jahrhundertelangen komplizierten Christentums-geschichte dieser Region zu suchen, die seit Beginn der Neuzeit besonders vom Protestantismus geprägt ist. Die relativ moderate kommunistische Religionspolitik der DDR hat hier einen Erosionsvorgang, der spätestens Ende des 19. Jahrhunderts massiv einsetzte, nur verstärkt; sie ist nicht der entscheidende Faktor gewesen. Das zeigt der Vergleich mit den meisten Regionen Ost-europas (zum Beispiel der Slowakei).

Als Ergebnis dieser Entwicklung ist in Deutschland neben dem Katholizismus und Protestantismus eine dritte, zumeist negativ denotierte (»Areligiöse«, »Atheisten« usw.) »Konfession« entstanden – zum Beispiel mit eigenen Strategien zur Bewältigung existentieller Grenzsituationen, was sich in einer eigenen Feierkultur zeigt. Für genuin religiöse Erfahrungen der Transzendenz, die sich in Lob, Dank, Bitte und Klage äußern, fehlt die Sprache, was wiederum den Ausfall entsprechender Erfahrungen bedingt. Dieses Milieu ist dominiert von einer nicht selbstbestimmten, sondern fraglosen Religionsabstinenz: Deutschland Ost ist so areligiös wie Bayern katholisch. So gesehen erweist es sich als hochresistent gegen Missionsversuche aller Art. Nennenswerte »Geländegewinne« solcher Bemühungen sind vorerst nicht zu erwarten, was nicht nur die Kirchen, sondern auch die neuen Sekten zu spüren bekommen. Umgekehrt haben sich auch die Kirchenmitgliedschaften auf ein zwar niedriges, aber relativ stabiles Niveau eingependelt. Wie sich allerdings

in Zukunft die Jugend Ostdeutschlands in religiöser, christlicher, kirchlicher Hinsicht entwickelt, bleibt eine der spannenden Fragen des kommenden Jahrhunderts.

Zumindest mittelfristig wird man sich auf ein neues Miteinander (und Durcheinander) einstellen müssen. Das heißt: Der Lernprozeß, den die beiden christlichen Konfessionen in ihrem Verhältnis zueinander absolviert haben – von nicht selten auf Mißverständnissen beruhenden Anathematisierungen über die europäischen Religionskriege bis zur Religionsfreiheit und Ökumene –, ist nun auch in bezug auf diese dritte »Konfession« in Gang zu bringen. Damit dieser »ökumenische« Prozeß gelingt, ist eine sachlich-unaufgeregte Wahrnehmung der anderen Seite Voraussetzung für alles weitere. Die Entstehung einer so starken Population des »*Homo areligiosus*« stellt für Religionswissenschaft und Theologie eine enorme anthropologische Herausforderung dar. Versuche, das Problem terminologisch zu entschärfen, indem bestimmte Handlungen wie Jugendweihefeiern oder der Einkaufsbummel in den modernen Wohlstandstempeln als »eigentlich religiös« apostrophiert werden, dürften nicht sehr weit führen.

Denn eine Grundregel einer guten Phänomenologie verlangt, sich von theoretischen Konstrukten – und dazu gehört auch die These vom unheilbar religiösen Menschen – zunächst einmal frei zu halten. Dann zeigt sich bald, daß der ostdeutsche »Normalbürger« besonders für christliche Theologen immer noch eine »Terra incognita« darstellt. Der Erfurter Bischof *Hugo Aufderbeck* hatte in einer unter Pseudonym erschienenen Schrift schon Anfang der sechziger Jahre die Seelsorger mit einem (leider bisher nicht verifizierbaren) Zitat von Chesterton auf eine genaue Betrachtung ihrer Klientel als Bedingung jeglicher Pastoral eingeschworen. Seine Forderung dürfte nicht nur für die Seelsorge dienlich sein: Was muß ich kennen, um Charles Latein beizubringen? Nicht Latein, wie als Antwort zu erwarten wäre, sondern Charles muß ich kennen – so Chesterton und mit ihm *Hugo Aufderbeck* (*Ch. Hammerschmidt*, »Die Stunde der Kirche oder Alle Zeiten sind Zeiten des Herrn«). In Wahrheit jedoch war und ist, das zeigt unter anderem die zitierte Aufderbeck-Schrift, die genaue Kenntnisnahme von Charles, das heißt des »normalen« Ostdeutschen, verstellt gewesen durch die allerdings notwendige Auseinandersetzung mit dem Menschenbild des Marxismus-Leninismus. Auf diesem Feld ist – so kann ich meiner Ausbildungs- und Wirkungsstätte, dem Philosophisch-Theologischen Studium Erfurt, bescheinigen – Hervorragendes geleistet worden mit der Folge, daß die fundamentale Kritik der marxistisch-leninistischen Anthropol-

logie im Herbst 1989 auf katholischer Seite keine Hoffnungen auf einen verbesserlichen Sozialismus aufkommen ließ. Die ungeklärte Frage ist jedoch, wie stark die ideologischen Vorgaben und der offizielle Wertekanon (zum Beispiel die Klassenkampf-Ideologie mit ihrer Forderung, den Feind zu hassen und die Proletarier aller Länder zu unterstützen) tatsächlich das Wertebewußtsein des DDR-Bürgers geprägt haben und in welchem Maße dieses von christlichen Werten mitbestimmt worden ist. Das zu erheben kann nur Ergebnis einer interdisziplinären Anstrengung sein, die hier nicht zu leisten ist.

Soviel läßt sich aber schon sagen: Von der Annahme, die Entkirchlichung führe zu einem allgemeinen Werteverfall, ist besonders aus kommunikationsstrategischen Gründen Abstand zu nehmen, zumal sie erfahrungswissenschaftlich auf schwachen Füßen steht. Besonders die unter der Federführung von *Paul Michael Zulehner* entstandenen Europa-Studien von 1993 und 1999 bestätigen weder die zuweilen geäußerte These vom Werteverfall für Europa im allgemeinen und Osteuropa im besonderen noch die Vermutung charakteristischer Unterschiede in den Wertvorstellungen zwischen Deutschland Ost und West. Das gilt, wenn man vom religiösen Bereich einmal absieht (denn in religiösen und auch in politischen Einstellungen differieren Ost und West enorm) und sich auf das konzentriert, was den Menschen bei der Gestaltung ihres Lebens im alltäglichen wie außeralltäglichen Leben (besonders in Grenzsituationen) wichtig ist. Wie es um die Wertrealisierung bestellt ist, steht dabei auf einem anderen Blatt.

Demnach liegen in der Rangordnung der Wertschätzung in Ost und West in gleicher Folge Familie und Arbeit vor Freizeit und Freunden. Politik und erst danach Religion kommen in ganz Deutschland an letzter Stelle (der einzige Unterschied: die jeweilige Wertschätzung ist insgesamt im Westen immer etwas größer als in Ostdeutschland; Freizeit ist im Westen anders als im Osten gleichwertig mit Arbeit). Die Akzeptanz von Ehescheidungen ist in Deutschland West höher als in Deutschland Ost, nicht umgekehrt. Ostdeutsche sind auch eher bereit, für Kinder Opfer zu bringen. Gehorsam gegenüber den Eltern nach dem vierten Gebot wird im Osten zwar häufiger als im Westen Deutschlands eingefordert, jedoch liegt die ehemalige DDR hier ziemlich gleichauf mit Österreich, so daß von einer spezifisch autoritären Kindererziehung kaum die Rede sein kann. In der Ablehnung von Fremden nehmen sich beide Teile Deutschlands gegenseitig so gut wie nichts. Allerdings ist eine grundsätzliche Vorsicht gegenüber den Mitmenschen in der ehemaligen DDR größer als in Deutschland West – vielleicht eine Folge der Umbruchssituation von 1989?

Erheblich höher ist in Ostdeutschland allerdings die Bereitschaft, ein Kind abzutreiben, wenn keines mehr gewünscht wird; die ehemalige DDR liegt hier gleichauf mit Frankreich, das in Westeuropa die Spitzenposition einnimmt. Ähnlich sieht es bei der Akzeptanz sexueller Freizügigkeit aus (hier haben Ostdeutschland und Spanien die jeweiligen Höchstwerte). Insgesamt sind die Moralvorstellungen in Ostdeutschland offensichtlich weniger normorientiert als in Deutschland West. Tatsächlich neigen auch nach meiner Beobachtung Ostdeutsche eher als Westdeutsche zu der pragmatischen Einstellung, die Dinge zu nehmen, wie sie sind, sich irgendwie »durchzuwursteln« und prinzipielle Fragen nicht zu stellen, weil darauf sowieso keine hinreichenden Antworten erwartet werden.

Angesichts des empirischen Befundes fragt es sich, welchen Zweck dann die These vom allgemeinen Werteverfall und speziell vom Werteverfall in areligiösen Milieus erfüllt. Der Verdacht ist schwer abzuweisen: Sie dient vor allem der Aufwertung der eigenen Wichtigkeit und der Vermeidung selbstkritischer Reflexion – eine typisch pharisäische Einstellung. Mit der mehr oder minder subtilen Abwertung einer ganzen Welt (hier der ehemals sozialistischen) und ihrer Leistungen wird jedoch auch der in ihr lebende Mensch diffamiert. Das muß auf Dauer zum Abbruch der notwendigen Kommunikationsbrücken führen und unterläuft alle Bemühungen, die eigenen Sinnorientierungen und Wertvorstellungen zu transferieren. Vielleicht ist ein entscheidendes Moment der neuzeitlichen Entfremdung weiter Bevölkerungsteile Europas von der Kirche und ihrer Verkündigung an dieser Stelle zu verorten.

Daß Atheisten und Christen unterhalb der Schwelle religiöser Werte sich weniger gravierend unterscheiden als befürchtet (oder sogar erhofft?), erfordert eine Neubesinnung auf die Funktion von Religion in der modernen Gesellschaft. Die Aufgabe besteht offenbar weniger in der Herstellung und Lieferung von Wert- und Sinngehalten als in einer genuinen Erweiterung des Wirklichkeitshorizontes, die dann mittelbar auch zur Änderung der Lebensorientierung führt. Wenn es einen heute für Europa lebenswichtigen christlichen Impuls gibt, dann die Wertschätzung der anderen Kultur und Person gerade auch in ihrer Andersheit – erst auf dieser Grundlage kann eine gemeinsame Entwicklung einsetzen.

Eine neue Situation mit bisher ungebahnten Wegen erfordert kreatives Denken und kühne Entschlüsse. Sie läßt fragen, ob nicht zur Revitalisierung des religiösen Erlebnis- und Erfahrungsbereichs zumindest in Ostdeutschland so etwas wie ein Schulfach »Einweisung in Spiritualität für alle« notwendig

wäre – in Analogie zum Musikunterricht. Dieser vermittelt musikalische Grund-Kompetenzen und setzt dabei weder besondere Musikalität oder spezielle Vorkenntnisse voraus, noch zielt er direkt auf eine spätere intensive Beschäftigung mit Musik. Es ginge bei dieser »Einweisung in Spiritualität« wie bei schulischem Sport-, Musik- und Kunstunterricht demnach schlicht um ein notwendiges Moment umfassender Menschenbildung. Diese »Einweisung« könnte und sollte die Gemeindekatechese nicht ersetzen – im Gegenteil: in Kirchgemeinden integrierte Schüler wären wahrscheinlich dieser Schulveranstaltung ebenso wenig bedürftig wie Kinder, die von Haus aus ein Instrument spielen, des schulischen Musikunterrichts. Sie dürfte sich allerdings auch nicht auf reine Religionskunde beschränken, wie sie das brandenburgische Fach LER (Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde) beinhaltet. Auch Sportunterricht ist nicht Sportkunde. Ziel der Unternehmung wäre ein durch entsprechende Erlebnisse (zum Beispiel Meditation, Liturgie ...) begleitetes Wieder-Erlernen eines spirituellen ABC, über das jeder normalgebildete Mensch verfügen sollte, ohne ihn festlegen zu wollen, wie er mit dem so Angeeigneten weiter verfährt beziehungsweise ob und wie er sich in Zukunft konfessionell orientiert.

Ein solches Unterrichtsprojekt würde natürlich erhebliche Umstellungen im bisherigen kirchlichen Ansatz und Programm des schulischen Religionsunterrichts sowie Veränderungen der Einstellung zur Religion im öffentlichen Raum bis hin zu verfassungsrechtlichen Klärungen erfordern. Es scheint von daher unrealisierbar zu sein. Ich sehe in meinem Vorschlag jedoch einen Impuls, über die Bedeutung der Religion im weitesten Sinne überhaupt sowie des Christentums im besonderen neu nachzudenken: Denn bei aller anzustrebenden »Ökumene« mit der dritten »Konfession« bleibt die Frage, ob und wie auf Dauer eine demokratische Gesellschaft im Zentrum Europas ohne lebendigen (!) Kontakt zu ihrer christlichen Tradition fortbestehen kann.

DR. EBERHARD TIEFENSEE, geboren 1952, Professor für Philosophie an der Theologischen Fakultät Erfurt; nach dem Studium der Philosophie und Theologie in Erfurt seelsorgliche Tätigkeit unter anderem als Studentenfarrer in Leipzig; Habilitation mit der Arbeit »Philosophie und Religion bei Franz Brentano (1838–1917)«; zahlreiche Publikationen, unter anderem über das Verhältnis von Christentum und säkularer Gesellschaft.